

Maggie O'Farrell



JUDITH
UND
HAMNET

ROMAN

PIPER

Maggie O'Farrell



JUDITH
UND
HAMNET

PIPER

ROMAN

Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.piper.de/literatur

Aus dem Englischen von Anne-Kristin Mittag

Die englische Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel *Hamnet* bei Tinder Press, einem Imprint der Headline Publishing Group, Hachette UK, London.

Die Zitate zu Beginn und nach Teil II stammen aus: William Shakespeare, *Hamlet*, herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Holger Klein, Reclam 2014.

Der ebenfalls zu Beginn zitierte Beitrag von Stephen Greenblatt, »The Death of Hamnet and the Making of *Hamlet*«, wurde erstmals in der *New York Review of Books* (21. Oktober 2004) veröffentlicht.

© Maggie O'Farrell, 2020

© Piper Verlag GmbH, München 2020

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder

öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Wir weisen darauf hin, dass sich der Piper Verlag nicht die Inhalte Dritter zu eigen macht.

Inhalt

Cover & Impressum

Widmung

Historische Anmerkung

Zitate

I

Ein Junge kommt eine ...

Wenn man in Hewlands am Fenster steht ...

Schwer atmend steigt Hamnet ...

Auf einmal gibt es nichts Großartigeres, als Latein ...

Hamnet schreckt auf ...

Eliza sagt zu Agnes ...

Agnes durchquert das Zimmer ...

Es ist nach zwölf ...

Drei wuchtige Schläge ...

Eines Frühlingmorgens ...

Damit im Sommer ...

An einem Sommernachmittag ...

Einen Stofflappen in der Hand ...

Kurz vor ihrem zweiten Geburtstag ...

Elizas Brief wird ...

Gegen Ende ...

Agnes schreckt aus dem Schlaf ...

II

Ein Zimmer. Lang und schmal ...

Dank

Für Will

Historische Anmerkung

In den 1580er Jahren hatte ein Paar, das in der Henley Street, Stratford, wohnte, drei Kinder: Susanna, dann Hamnet und Judith, die Zwillinge waren.

Der Junge, Hamnet, starb 1596 im Alter von elf Jahren.

Etwa vier Jahre später schrieb sein Vater ein Stück namens *Hamlet*.

*Er ist tot und fort, Fräulein,
Er ist tot und fort,
Zu Häupten Rasen ihm grasgrün,
Am Fuß ein Grabstein dort.*

Hamlet

Vierter Akt, Fünfte Szene

Tatsächlich sind Hamnet und Hamlet der gleiche Name, völlig austauschbar in den Aufzeichnungen von Stratford im späten sechzehnten und frühen siebzehnten Jahrhundert.

Stephen Greenblatt

»The Death of Hamnet and the Making of ›Hamlet‹«

I

Ein Junge kommt eine Treppe herunter.

Der Abgang ist schmal und macht einen scharfen Knick. Der Junge nimmt, indem er sich an der Wand entlangschiebt, eine Stufe nach der anderen mit polternden Stiefelschritten.

Beinahe am Fuß der Treppe hält er kurz inne und schielt noch einmal über die Schulter hinauf, ehe er kurz entschlossen die letzten drei Stufen überspringt, wie er es immer tut. Beim Aufkommen stolpert er und schlägt mit den Knien auf dem Steinfußboden auf.

Es ist ein drückender, windstiller Tag im Spätsommer. Lange Bahnen aus Licht fallen durch das Zimmer im Erdgeschoss, und von draußen brennt die Sonne herein, sodass die Fenster wie vergitterte Platten Gelb im Putz leuchten.

Er steht auf und reibt sich die Knie. Blickt hierhin, die Treppe hoch. Blickt dorthin, ratlos, welchen Weg er einschlagen soll.

Das Zimmer ist leer. Nur das Feuer schwelt auf seinem Rost vor sich hin, orangefarbene Glut unter zart aufsteigenden Rauchspiralen. Die wunden Knie des Jungen pochen im Takt seines Herzschlags. Er verharrt mit einer Hand auf dem Riegel der Treppentür, die verschrammte lederne Spitze seines Stiefels in der Luft, bereit zum Sprung, zur Flucht. Seine hellen,

beinahe goldenen Haare stehen ihm in kleinen Büscheln vom Kopf ab.

Es ist niemand da.

Er seufzt, atmet tief die warme, staubige Luft ein und geht durchs Zimmer zur Haustür und auf die Straße hinaus. Vom Lärm der Wagen, Pferde, Händler und anderen Menschen, die einander zurufen, von einem Mann, der einen Sack aus dem ersten Stock wirft, bekommt er nichts mit. Der Junge schlendert am Haus entlang und in den nächsten Eingang hinein.

Bei seinen Großeltern riecht es nach der ewig gleichen Mischung aus Holzrauch, Politur, Leder und Wolle, ähnlich und doch auf unbestimmbare Weise anders als in dem angrenzenden Zweizimmerhäuschen, das sein Großvater in eine schmale Lücke neben das größere Haus gebaut hat. Dort wohnt der Junge mit seiner Mutter und seinen Schwestern. Manchmal wundert er sich darüber, schließlich sind die beiden Wohnungen nur durch eine dünne Flechtwand getrennt, und trotzdem hat die Luft hier eine andere Note, einen anderen Geruch und eine andere Temperatur.

In diesem Haus pfeift es förmlich, so quirlig ist der Durchzug, so laut das Klopfen und Hämmern aus der Werkstatt seines Großvaters, das Pochen und Rufen der Kunden am Fenster, das lärmende Treiben auf dem Hinterhof, das Kommen und Gehen seiner Onkel.

Doch heute nicht. Der Junge steht im Durchgang und lauscht auf ein Lebenszeichen. Von hier aus kann er erkennen, dass die

Werkstatt zu seiner Rechten leer ist. Die Hocker an den Werkbänken sind verwaist, die Werkzeuge liegen unbenutzt da, während die Handschuhe auf der Ablage daneben aussehen wie absichtlich hinterlassene Handabdrücke. Das Verkaufsfenster ist geschlossen und fest verriegelt. Niemand ist im Speisezimmer zu seiner Linken. Auf dem langen Tisch ein Stoß Servietten, eine unangezündete Kerze, ein Haufen Federn. Mehr nicht.

Aus seiner Kehle dringt ein Ruf, ein fragendes Geräusch. Einmal, zweimal gibt er diesen Laut von sich und wartet mit schief gelegtem Kopf auf eine Antwort.

Nichts. Nur das Knarren von Holzbalken, die sich sanft in der Sonne ausdehnen, das Seufzen eines Lufthauchs unter Türen und von Zimmer zu Zimmer, das Wispern von Leintüchern, das Knacken des Feuers, die unbestimmbaren Geräusche eines Hauses, das im Stillstand ist, leer.

Seine Finger krampfen sich um das Eisen der Türklinke. Die Hitze des Tages treibt ihm selbst jetzt noch den Schweiß auf die Stirn und den Rücken hinunter. Der Schmerz in seinen Knien wird stärker, stechend und verfliegt wieder.

Der Junge öffnet den Mund. Einen nach dem andern ruft er die Namen aller, die hier wohnen. Seine Großmutter. Die Magd. Seine Onkel. Seine Tante. Den Lehrling. Seinen Großvater. Der Junge probiert sie nacheinander durch, und kurz kommt ihm sogar der Gedanke, seinen Vater zu rufen, nach ihm zu

schreien, doch der Vater ist Meilen und Stunden und Tage weit weg in London, wo der Junge noch nie war.

Aber wo, fragt er sich, sind seine Mutter, seine große Schwester, seine Großmutter, seine Onkel? Wo ist die Magd? Wo sein Großvater, der tagsüber eigentlich immer zu Hause ist und für gewöhnlich in der Werkstatt dabei anzutreffen, wie er seinen Lehrling schikaniert oder seine Einnahmen notiert? Wo sind denn alle? Wie können nur beide Häuser leer sein?

Der Junge wandert den Durchgang entlang. An der Tür zur Werkstatt bleibt er stehen und wirft einen prüfenden Blick über die Schulter, ehe er eintritt.

Die Handschuhwerkstatt seines Großvaters darf er nur sehr selten betreten. Es ist sogar verboten, in der Tür haltzumachen. »Steh da nicht bloß untätig herum«, brüllt sein Großvater dann. »Kann ein Mensch nicht mal ein ehrliches Stück Arbeit verrichten, ohne dass die Leute stehen bleiben und ihn angaffen? Hast du nichts Besseres zu tun, als da herumzulungern und Maulaffen feilzuhalten?«

Hamnet hat einen raschen Verstand: Dem Schulunterricht kann er mühelos folgen. Er erfasst Sinn und Logik dessen, was ihm gesagt wird, und er kann sich Dinge ohne Weiteres einprägen. Verben und Grammatik und Zeitformen und Rhetorik und Zahlen und Rechenergebnisse kann er sich so leicht ins Gedächtnis rufen, dass dies gelegentlich den Neid der anderen Jungen weckt. Ebenso leicht lässt er sich aber auch ablenken. Ein Karren, der während einer Griechischstunde auf

der Straße vorbeifährt, lässt seine Gedanken unweigerlich von der Schiefertafel abschweifen. Er grübelt, wohin der Karren wohl unterwegs und mit was er beladen sein könnte, und dann das eine Mal, als sein Onkel ihn und seine Schwestern auf einem Heuwagen mitgenommen hatte, wie wunderbar das war, wie das frisch geschnittene Heu duftete und pikste und die Räder zum müden Hufschlag vorwärtsruckelten. Mehr als zweimal ist er in den letzten Wochen gezüchtigt worden, weil er nicht aufgepasst hatte (und die Großmutter hat gesagt, wenn das noch einmal, nur ein einziges Mal, vorkomme, würde sie seinen Vater verständigen). Die Lehrer können sich keinen Reim darauf machen. Hamnet lernt schnell und kann aus dem Gedächtnis zitieren, aber mit dem Kopf einfach nicht bei der Sache bleiben.

Beim Kreischen eines Vogels in der Luft kann er mitten im Satz abbrechen, als hätte es ihm aus heiterem Himmel die Sprache verschlagen. Sieht er aus dem Augenwinkel jemanden ins Zimmer kommen, kann er alles stehen und liegen lassen – essen, lesen, seine Schularbeiten –, und demjenigen entgegensehen, als sei er herbeigeeilt, um ihm eine wichtige Nachricht zu überbringen. Er neigt dazu, sich der wirklichen, greifbaren Welt um sich herum zu entziehen. Körperlich ist er zwar noch anwesend, gedanklich aber woanders, jemand anderes, an einem Ort, den nur er selbst kennt. »Wach auf, Kind«, schreit seine Großmutter dann und schnalzt mit den Fingern vor seinem Gesicht. »Komm zurück«, zischt seine große

Schwester Susanna und schnippt ihm gegens Ohr. »Pass endlich auf«, brüllen seine Lehrer. »Wohin bist du gegangen?«, flüstert Judith ihm zu, wenn er schließlich wieder im Hier und Jetzt aufwacht, sich blinzelnd umsieht und feststellt, dass er zurück ist, zu Hause, am Tisch im Kreis der Familie, und seine Mutter ihn verschmitzt ansieht, als wüsste sie ganz genau, wo er gewesen ist.

Genau so ist Hamnet, als er jetzt das verbotene Reich der Handschuhwerkstatt betritt, entfallen, wozu er eigentlich hergekommen ist. Für einen Moment ist alles wie weggewischt – dass es Judith nicht gut geht und jemand nach ihr sehen muss, dass er ihre Mutter oder Großmutter oder irgendwen finden muss, der vielleicht weiß, was zu tun ist.

Von einer Stange hängen Felle herab. Hamnet kennt sich gut genug aus, um den rostroten getupften Balg eines Hirsches zu erkennen, das feine, schmiegsame Ziegenleder, die kleineren Felle von Eichhörnchen, die grobe, borstige Wildschweinhaut. Als er näher tritt, geht durch die Felle ein Rascheln und Raunen, gerade so, als könnte noch ein Fünkchen Leben in ihnen stecken, genug, um ihn zu hören. Hamnet streckt einen Finger aus und berührt die Ziegenhaut. Sie fühlt sich so unerfindlich weich an, wie Flussalgen, die an seinen Beinen entlangstreichen, wenn er an heißen Tagen schwimmen geht. Die Haut schwingt sanft hin und her, die Beine wie im Flug gespreizt, einem Vogel ähnlich oder einem Ghul.

Hamnet dreht sich um und betrachtet die zwei Arbeitsplätze an der Werkbank: den gepolsterten aus Leder, glatt gescheuert von den Kniebundhosen seines Großvaters, und den harten Holzhocker für Ned, den Lehrling. An der Wand darüber hängen die Werkzeuge. Er weiß genau, welche zum Schneiden, zum Dehnen, welche zum Stecken und Nähen sind. Aber der schmalere der beiden Handschuhstrecker – der für Frauen – ist nicht an seinem Platz. Er liegt auf dem Tisch, an dem Ned sonst mit gesenktem Kopf, gebeugten Schultern und eifrigen, flinken Fingern arbeitet. Hamnet weiß, dass sein Großvater den Jungen schon beim geringsten Anlass anbrüllt – oder Schlimmeres –, deshalb nimmt er den Handschuhstrecker, wiegt das warme Holz kurz in der Hand und hängt ihn dann an seinen Haken zurück.

Gerade als er die Schublade herausziehen will, in der die Garnknäuel und die Knopfschachteln aufbewahrt werden – sachte, sachte, weil er weiß, dass die Lade quietscht –, dringt ein Geräusch, ein leises Scharren oder Knarzen, an sein Ohr.

In Sekundenschnelle ist Hamnet im Durchgang und draußen auf dem Hof. Seine Aufgabe fällt ihm wieder ein. Was macht er da nur? Trödelt in der Werkstatt, während seine Schwester leidet – er muss Hilfe holen.

Eine nach der anderen reißt er die Tür zum Küchenhaus, zum Sudhaus, zur Waschküche auf. Allesamt leer, dunkel und kühl. Er ruft noch einmal, ein wenig heiser jetzt, der Hals kratzt ihm schon vom Schreien. Er lehnt sich an die Mauer des

Küchenhauses und befördert eine Nussschale mit einem Tritt quer über den Hof. Er weiß weder ein noch aus. Irgendjemand sollte doch da sein. Irgendjemand ist immer da. Wo stecken bloß alle? Was soll er tun? Wie kann es sein, dass niemand zu Hause ist? Dass seine Mutter und Großmutter nicht wie sonst drinnen Ofentüren aufwuchten oder in irgendwelchen Töpfen über dem Feuer rühren? Er steht im Hof und blickt sich um: die Durchgangstür, die Sudhaustür, die Tür zu ihrem Haus. Wo soll er hin? Wen kann er zu Hilfe rufen? Und wo sind die anderen?

Jedes Leben hat seinen Kern, seinen Dreh- und Angelpunkt, von dem alles ausgeht, zu dem alles zurückkehrt. Für die abwesende Mutter ist es dieser Moment: der Junge, das leere Haus, der verwaiste Hof, der ungehörte Schrei. Wie er da hinterm Haus steht und nach den Menschen ruft, die ihn gefüttert, gewickelt, in den Schlaf gewiegt, bei seinen ersten Schritten an die Hand genommen und ihm beigebracht haben, einen Löffel zu benutzen, auf eine Brühe zu pusten, bevor er davon isst, sich beim Überqueren einer Straße in Acht zu nehmen, schlafende Hunde nicht zu wecken, einen Becher vor dem Trinken auszuspülen, nicht ins tiefe Wasser zu gehen.

Für den Rest ihres Lebens wird dieser Moment ihr zuinnerst eingeprägt sein.

Hamnet scharrt mit den Stiefeln durch den Streusand im Hof, wo noch die Überbleibsel eines Spiels herumliegen, mit dem

Judith und er sich vorhin erst die Zeit vertrieben haben: Mit Kiefernzapfen an Schnüren haben sie die Jungen der Küchenkatze gelockt und an der Nase herumgeführt. Kleine Geschöpfe sind das, mit Gesichtern wie Stiefmütterchen und weichen Polstern an den Pfoten. Die Katze hatte sich in einem Fass in der Speisekammer verkrochen, um sie zur Welt zu bringen, und sie dort wochenlang versteckt. Hamnets Großmutter hatte überall nach dem Wurf gesucht, weil sie ihn, wie sonst auch, ertränken wollte, doch die Katze hatte das zu verhindern gewusst und ihre Jungen in Sicherheit gebracht. Jetzt sind sie halb ausgewachsen, die zwei, laufen herum, klettern an Säcken hoch, jagen Federn und Wollresten und Blättern nach. Judith hält es kaum ein paar Stunden ohne sie aus. Meistens steckt eins in ihrer Schürzentasche, eine verräterische Ausbuchtung, ein spitzes Ohrenpaar, das hervorlugt, woraufhin die Großmutter wieder losschreit und mit der Regentonne droht. Dann raunt Hamnets Mutter ihnen zu, dass die Jungen zu groß sind, um noch ertränkt zu werden. »Sie könnte es jetzt nicht mehr«, sagt sie, wenn die drei unter sich sind, und wischt Judith die Tränen aus dem entsetzten Gesicht. »Sie hätte gar nicht den Mumm dazu. Die Kleinen würden sich doch wehren, sie würden kämpfen.«

Jetzt schlendert Hamnet zu den verlassenen Kiefernzapfen, deren Bänder sich durch die zerstampfte Erde schlängeln. Die Kätzchen sind nirgends zu sehen. Mit der Fußspitze stupst er

einen Zapfen an, der in einem ungleichmäßigen Bogen fortkullert.

Er sieht zu den beiden Häusern hoch, den vielen Fenstern des großen und dem dunklen Eingang seines eigenen. Normalerweise wären er und Judith hellauf begeistert, plötzlich allein zu sein. In genau diesem Moment würde er mit Engelszungen auf sie einreden, dass sie mit ihm aufs Dach des Küchenhauses klettert, wo ein Pflaumenbaum seine Zweige über die Nachbarsmauer reckt. Sie biegen sich unter dem Gewicht der vielen Pflaumen, deren rotgoldene Haut vor Reife schier platzt; schon vor Tagen hat Hamnet sie durch eines der oberen Fenster bei seinen Großeltern erspäht. Wenn dies ein normaler Tag wäre, würde er Judith trotz ihrer Einwände aufs Dach hinaufschieben, damit sie ihre Taschen mit gestohlenen Früchten vollstopfen kann. Arglos, wie sie ist, tut sie nicht gern etwas Uehrliches oder Verbotenes, und doch kann Hamnet sie gewöhnlich mit ein paar Worten umstimmen.

Als sie aber heute mit den Katzenjungen spielten, die ihrem verfrühten Tod entronnen waren, hatte Judith gesagt, dass sie Kopfschmerzen habe und ihr der Hals wehtue, dass ihr kalt sei, dann warm. Sie war hineingegangen, um sich hinzulegen.

Hamnet kehrt ins Haupthaus zurück. Gerade als er vom Gang auf die Straße hinaustreten will, hört er etwas, ein Klicken oder Knarren, ein winziges Geräusch nur, aber eindeutig das eines anderen Menschen.

»Hallo?«, ruft Hamnet. Er wartet. Nichts. Stille flutet aus dem Speisezimmer und der Stube dahinter. »Wer ist da?«

Einen Augenblick, nur einen kurzen Augenblick lang, schwelgt er in der Vorstellung, dass sein Vater aus London heimgekehrt sein könnte, um sie zu überraschen. Das war schon vorgekommen. Sein Vater ist da, er steht gleich hinter dieser Tür und hält sich vielleicht nur zum Spaß versteckt, um sie ein wenig hinters Licht zu führen. Wenn Hamnet ins Zimmer tritt, wird sein Vater hervorspringen; seine Tasche und sein Geldbeutel werden mit Geschenken vollgestopft sein; er wird nach Pferden, nach Heu, nach vielen Tagen auf der Straße riechen; er wird seinen Sohn in die Arme schließen, und der wird die Wange an die groben, kratzigen Verschlüsse am Wams seines Vaters drücken.

Natürlich ist es nicht sein Vater. Hamnet weiß es einfach. Der Vater würde auf seine Rufe antworten, er würde sich nie so verstecken, wenn niemand zu Hause ist. Dennoch spürt Hamnet beim Betreten der Stube ein sickerndes, sackendes Gefühl der Enttäuschung in der Brust, als er dort seinen Großvater neben dem niedrigen Tisch sieht.

Im Zimmer ist es düster, vor fast alle Fenster sind die Vorhänge zugezogen. Sein Großvater kauert mit dem Rücken zu ihm und ist mit irgendetwas zugange: Papieren, einem Stoffsack, Rechenmünzen. Auf dem Tisch steht ein Krug, daneben ein Becher. Die Hand seines Großvaters umkreist

unschlüssig diese Gegenstände; sein Kopf ist gebeugt, sein Atem geht stoßweise und schnaufend.

Hamnet räuspert sich höflich.

Wutentbrannt schwenkt sein Großvater herum und rudert mit den Armen, als müsse er einen Angreifer abwehren.

»Wer da?«, schreit er. »Wer ist das?«

»Ich bin's.«

»Wer?«

»Ich.« Der Junge tritt in den schräg durchs Fenster fallenden Lichtstreifen. »Hamnet.«

Sein Großvater lässt sich wieder auf den Stuhl plumpsen. »Du hast mir einen Heidenschrecken eingejagt«, ruft er. »Was schleichst du hier so herum?«

»Bitte entschuldige«, sagt Hamnet. »Ich habe gerufen und gerufen, aber keiner hat geantwortet. Judith ist ...«

»Sie sind nicht da«, schneidet ihm sein Großvater mit einer knappen Handbewegung das Wort ab. »Was willst du nur immer mit diesen ganzen Weibern?« Er packt den Krug und zielt damit auf seinen Becher. Die Flüssigkeit – Ale, denkt Hamnet – schwappt heraus, ein Teil in den Becher, ein Teil daneben auf den Tisch. Fluchend tupft sein Großvater mit dem Ärmel die Papiere ab, und Hamnet kommt zum ersten Mal der Gedanke, dass er vielleicht betrunken sein könnte.

»Weißt du, wo sie sind?«, fragt er.

»Was?«, sagt der Großvater, immer noch mit seinen Papieren befasst. Seine Verärgerung über den angerichteten Schaden

scheint wie ein Rapier aus ihm herauszufahren und auf der Suche nach einem Gegner durchs Zimmer zu wandern, und kurz kommt dem Jungen das Haselholz seiner Mutter in den Sinn, wie es zum Wasser hinzieht, nur dass er keine Wasserader ist und die Wut seines Großvaters nicht die zitternde Wünschelrute. Diese Wut ist schneidend, scharf und unberechenbar. Hamnet hat keine Ahnung, was ihm blüht oder was er jetzt tun soll.

»Steh da nicht so untätig rum«, faucht sein Großvater. »Jetzt hilf mir schon!«

Hamnet macht einen schlurfenden Schritt nach vorn, dann noch einen. Er ist auf der Hut, die Worte seines Vaters immer im Hinterkopf: »Halt dich von deinem Großvater fern, wenn er wieder eine seiner Launen hat. Sieh zu, dass du einen weiten Bogen um ihn machst. Hörst du?«

Das hatte ihm der Vater bei seinem letzten Besuch gesagt. Sie hatten dabei geholfen, einen Wagen von der Gerberei auszuladen, als John, sein Großvater, ein Bündel Felle in den Schmutz fallen ließ und vor Wut ein Schälmesser gegen die Hofmauer schleuderte. Der Vater hatte Hamnet sofort beiseite- und hinter sich gezogen, aber John war ohne ein weiteres Wort an ihnen vorbei ins Haus gestürmt. Da hatte der Vater Hamnets Gesicht zwischen beide Hände genommen, die Finger in seinem Nacken eingerollt und ihn fest angesehen. »Deinen Schwestern wird er nichts tun, aber um dich mache ich mir Sorgen«, murmelte er mit gerunzelter Stirn. »Du weißt, welche Launen

ich meine, oder?« Hamnet hatte genickt, sich zugleich aber gewünscht, dass der Moment andauern, der Vater seinen Kopf noch länger so halten möge: Es gab ihm ein Gefühl von Leichtigkeit und Sicherheit, davon, bis ins Innerste erkannt und geschätzt zu werden. Gleichzeitig spürte er eine zähe Unruhe in sich aufwogen wie eine Mahlzeit, die sein Magen nicht vertrug. Er dachte an das schneidende Hickhack der Worte zwischen seinem Vater und Großvater, und wie der Vater sich unaufhörlich am Kragen herumzerzte, wenn er mit seinen Eltern am Tisch saß. »Schwör es mir«, hatte sein Vater mit heiserer Stimme gesagt, als sie da im Hof standen. »Schwöre. Ich muss wissen, dass du in Sicherheit bist, wenn ich nicht da bin, um dafür zu sorgen.«

Hamnet nimmt an, dass er sein Wort hält. Er bleibt weit zurück, auf der anderen Seite des Kamins. Hier kann ihn sein Großvater nicht kriegen, selbst wenn er wollte.

Der Großvater leert seinen Becher mit einer Hand, schüttelt mit der anderen die letzten Tropfen von einem Blatt Papier. »Nimm das«, befiehlt er und hält es ihm hin.

Hamnet beugt sich vor, als ob ihm die Füße am Boden festgewachsen wären, und nimmt es mit den Fingerspitzen entgegen. Die Augen seines Großvaters sind zu wachsamen Schlitzen verengt, seine Zunge guckt aus dem Mundwinkel hervor. Er sitzt zusammengekauert auf seinem Stuhl – eine alte, traurige Kröte auf einem Stein.

»Und das hier.« Sein Großvater hält ihm noch eine Seite hin.

Mit gebührendem Abstand beugt sich Hamnet ein zweites Mal vor. Wie stolz sein Vater jetzt wäre, wie zufrieden.

Flink wie ein Fuchs macht sein Großvater einen Satz nach vorn. Alles geht so schnell, dass Hamnet gar nicht weiß, wie ihm geschieht: Das Blatt segelt auf den Boden zwischen ihnen, sein Großvater packt ihn am Handgelenk, dann am Ellbogen und zerrt ihn in die Lücke, den Abstand, den er nach den Worten des Vaters hatte einhalten sollen. Im nächsten Moment hebt der Großvater auch die andere Hand, die immer noch den Becher hält. Hamnet sieht nur noch Schlieren vor sich – rot, orange, die Farben des Feuers, die auf ihn einstürzen –, ehe er den Schmerz spürt. Es ist ein scharfer, stechender, knüppelharter Schmerz. Der Becherrand hat ihn direkt unter der Augenbraue getroffen.

»Das wird dir eine Lehre sein«, sagt sein Großvater ruhig, »dich so an Leute heranzuschleichen.«

Tränen schießen Hamnet in die Augen.

»Und flennst noch wie ein kleines Mädchen? Genauso eine Memme wie der Vater«, setzt der Großvater verächtlich hinzu und lässt los. Hamnet springt zurück und stößt mit dem Schienbein gegen das Faulbett. »Immer nur am Heulen und Jammern und Klagen. Kein Rückgrat. Kein Verstand. Das war von Anfang an sein Problem. Hat immer gleich gekniffen.«

Hamnet rennt auf die Straße hinaus. Er wischt sich mit dem Ärmel übers Gesicht und tupft das Blut ab, macht dann die eigene Haustür auf und steigt hastig die Treppe hinauf, wo

nichts mehr. Woher weiß dieser Schauspieler, dieser junge Mann, wie er ihr Hamnet sein muss?

Das Wissen senkt sich auf sie wie ein feiner Nieselregen, als sie sich durch die dicht gedrängte Masse nach vorn zu den Schauspielern schlängelt: Ihrem Mann ist irgendein alchemistisches Kunststück gelungen. Er hat diesen Jungen gefunden und ihn unterwiesen, ihm gezeigt, wie er sprechen, wie er stehen, wie er das Kinn heben soll, so nämlich, und so. Er hat mit ihm geprobt, ihn vorbereitet und getrimmt. Er hat Worte geschrieben, die er sprechen und hören soll. Sie versucht, sich diese Proben vorzustellen, wie ihr Mann ihm jede Einzelheit anvertraut haben könnte, und wie es sich wohl angefühlt haben mochte, als der Junge es schließlich hinbekam, den Gang, diese herzerreißende Neigung des Kopfes. Musste ihr Mann ihm sagen: Schau, dass die Bänder an deinem Wams offen bleiben, und deine Stiefel sollten verschrammt sein, und jetzt mach noch deine Haare nass, damit sie abstehen, genau so?

Hier auf der Bühne ist Hamlet zwei Menschen – der junge Mann am Leben und der Vater tot. Er ist zugleich am Leben und tot. Ihr Mann hat ihn auf die einzige Weise wieder zum Leben erweckt, die er kennt. Während der Geist spricht, begreift sie, dass ihr Mann sich, indem er sein Stück schrieb und die Rolle des Geistes übernahm, an die Stelle seines Sohnes gesetzt hat. Er hat seinen Tod zu seinem eigenen gemacht; er hat sich dem

Tod selbst in die Klauen geworfen und den Jungen an seiner Stelle wieder auferstehen lassen.

»O furchtbar, o furchtbar, unsäglich furchtbar!«, murmelt die schaurige Stimme ihres Mannes und ruft seine Todesqualen wieder wach. Er hat getan, begreift Agnes, was sich jeder Vater gewünscht hätte: das Leiden seines Kindes gegen sein eigenes einzutauschen, sich selbst anstelle des Sohnes zu opfern, damit der Junge vielleicht lebt.

All das wird sie später zu ihrem Mann sagen, wenn das Stück vorbei ist, wenn endgültig Stille eingetreten ist, wenn die Toten aufgesprungen sind, um ihren Platz in der Reihe der Schauspieler am Bühnenrand einzunehmen. Wenn ihr Mann und der Junge sich die Hände reichen und sich in einem fort vor dem tosenden Saal verbeugen. Wenn die Bühne wieder verwaist ist, keine Festungsmauer, kein Friedhof, keine Burg mehr. Wenn er sich auf die Suche nach ihr macht, das Gesicht immer noch hier und da verschmiert, und sich einen Weg durch die Menschenmassen bahnt. Wenn er sie an der Hand nimmt und sie an seine Rüstung voller Schnallen und Leder drückt. Wenn sie sich im offenen Rund des Theaters wiederfinden und ausharren, bis es so leer ist wie der Himmel darüber.

Doch in diesem Augenblick steht sie ganz vorn in der Menge, am Rand der Bühne, hält sich mit beiden Händen an ihrem hölzernen Rand fest. Eine oder zwei Armlängen von ihr entfernt ist Hamlet, ihr Hamlet. Wie er hätte sein können, wenn

er noch lebte, und der Geist, der die Hände und den Bart ihres Mannes hat, der mit der Stimme ihres Mannes spricht.

Sie streckt eine Hand aus, als wolle sie ihnen ein Zeichen geben, die Luft zwischen ihnen dreien spüren, als wüsste sie, sie könnte die Grenze zwischen Schauspielern und Publikum, zwischen wirklichem Leben und Theater einreißen.

Als er sich anschickt abzugehen, dreht der Geist den Kopf in ihre Richtung. Er sieht sie unverwandt an, erwidert ihren Blick und spricht seine letzten Worte:

»Gedenke mein.«

Dank

Danke, Mary-Anne Harrington.

Danke, Victoria Hobbs.

Danke, Jordan Pavlin.

Danke, Georgina Moore.

Danke, Hazel Orme, Yeti Lambregts, Amy Perkins, Vicky Abbott und allen bei Tinder Press.

Danke der Belegschaft des Shakespeare's Birthplace Trust und den Reiseführern in der Holy Trinity Church, Stratford, die trotz meiner zahlreichen Fragen unendlich zuvorkommend und geduldig waren.

Danke, Bridget O'Farrell, für den geliehenen Küchentisch.

Danke, Charlotte Mendelson und Jules Bradbury, für Kräuter- und Pflanzenrat.

Die folgenden Bücher waren beim Schreiben dieses Romans eine unschätzbare Hilfe: *The Herball or General Historie of Plantes* von John Gerard, 1597 (neu herausgegeben von Marcus Woodward, Bodley Head, 1927); *Shakespeare's Restless World* von Neil McGregor (Allen Lane, 2012); *A Shakespeare Botanical* von Margaret Willes (Bodleian Library, 2015); *The Book of Faulconrie or Hauking* von George Turberville (London, 1575); *Shakespeare's Wife* von Germaine Greer (Bloomsbury, 2007);